

dienen. Sie tun es mit der Einladung, sich selbst zu optimieren, und mit dem Versprechen, solche Selbstoptimierung sei der sichere Weg zum Glück. 654.000 Menschen in Deutschland haben sich im Jahr 2013 einer Schönheitsoperation unterzogen – ganz zu schweigen vom boomenden Geschäft der Fitness-Clubs und der persönlichen Coaches und Therapeuten. Ganz zu schweigen auch von der steigenden Nachfrage nach Privatschulen und »Elite«-Universitäten oder dem millionenfach verbreiteten Bedürfnis, sich einen ideal abgestimmten Lebenspartner durch den Computer-Algorithmus einer Singlebörse zuordnen zu lassen.

Der Wunsch nach Kontrollierbarkeit ist allgegenwärtig. Er hat den Charakter einer Massenbewegung angenommen. Doch er

verengt sich immer mehr und beschränkt sich auf das Individuum und seine Anpassung an eine Welt, in der sich nur eine Chance ausrechnet, wer perfekt dem Idealbild entspricht und perfekt funktioniert.

Da ist es doch eigentlich keine schlechte Idee der Mitglieder der Ich-Gesellschaft, zumindest mal im eigenen Hinterhof ein bisschen Revolte zu üben. An dem Ort also, wo Ideen ausprobiert und Anstöße über das Individuum hinaus gegeben werden können. Der Wirtschaftsjournalist Zac Goldsmith, der als junger Konservativer im britischen Parlament sitzt, hat für die Kultur des NIMBY, des *Not In My Back Yard*, Partei ergriffen. Wo werden denn sonst, fragt er, gesellschaftliche Prozesse in Gang gesetzt, wenn nicht in der eigenen Nachbarschaft?



**Martin Tschechne**

ist Journalist und lebt in Hamburg. 2012 erhielt er den Preis für Wissenschaftspublizistik der Deutschen Gesellschaft für Psychologie DGP.

*Ulrich Baron*

## Einheit in Vielfalt

### Indonesien gestern und heute

»Sumatra, Borneo, Java / und die großen und die kleinen / Sundainseln im Stillen Ozean«, lautet der Refrain eines Seemannsliedes, der sich wie ein Mantra durch Biografie und Werk des Ex-Matrosen Theodor Plievier (1892-1955) zieht. Er umreißt das Gebiet, das man heute als Indonesien kennt. Oder zu kennen glaubt, denn der Kehrreim wiederholt sich auf doppelte Weise: Sumatra, Java und Borneo und das vom Lied unterschlagene Celebes/Sulawesi nämlich *sind* die Großen Sundainseln. Und anders als die meisten der über 17.000 Eilande Indonesiens sind sie tat-

sächlich groß: Sulawesi hat eine Fläche von rund 175.000 Quadratkilometern, die Fläche Sumatras beträgt gut 420.000, die von Java rund 127.000 und die von Borneo 750.000 Quadratkilometer.

Da Indonesien zudem auf Borneo an Malaysia, auf Timor an Osttimor und auf Neuguinea an Papua-Neuguinea grenzt, erscheint der Wahlspruch des Landes »*Bhinneka tunggal ika*« (»Einheit in Vielfalt«) klug gewählt. Doch schon Plievers Shanty zeigte, dass diese Einheit Europäern schwer zu vermitteln ist. Da gibt es etwa mitten im mit 240 Millionen Einwohnern bevölke-

rungsreichsten muslimischen Staat der Welt die Insel Bali, die mit gut 5.500 Quadratkilometern zu den Kleinen Sundainseln zählt und mit seiner zu 92,4 % hinduistischen Bevölkerung eine Enklave bildet.

Einen Grund für diese vielfältige und widersprüchliche Einheit haben vor einigen hundert Jahren die geschäftstüchtigen Bürger eines westeuropäischen Landes gelegt, dessen heutiges Staatsgebiet gerade mal einem Zehntel der Fläche Sumatras entspricht. Nachdem schon Ende des 16. Jahrhunderts einige bewaffnete und recht chaotisch verlaufene Handelsexpeditionen der Niederländer in den bislang von Arabern und Portugiesen dominierten Ostindienhandel eingebrochen waren, gründeten sie am 20. März 1602 die »*Vereenigde Geocroyeerde Oostindische Compagnie*«, kurz VOC, die sich bald mit äußerster Brutalität nicht nur gegen die bestehende Konkurrenz, sondern auch gegen die britische *East India Company* durchsetzte und auf Java ihren Hauptstützpunkt errichtete: Batavia, heute Jakarta.

»Sieben Jahre leb' ich in Batavia«, sang der Titelheld von Eduard Künnekes 1921 uraufgeführter Operette *Der Vetter aus Dingsda*, deren Titel auf flapsige Weise beweist, dass selbst die Hauptstadt von Nederlands-Indien den meisten Deutschen gleichgültig war. Dabei hat es in den Reihen der VOC nie an deutschen Cousins gefehlt, die als Seeleute und Soldaten angeheuert worden waren. Nur kehrten die meisten nicht aus Batavia zurück oder hatten Dinge erlebt, die nicht operettenreif waren.

»Ungefähr eine Million Männer fuhren im Dienst der VOC Richtung Osten«, schreibt Roelof van Gelder in seiner 1997 zunächst in Amsterdam erschienenen Studie *Das ostindische Abenteuer*, das deutsche Reiseberichte aus den Jahren 1600 bis 1800 auswertet: »Von ihnen kehrten (...) etwas mehr als ein Drittel zurück.« Da rund die Hälfte aller Ostindienfahrer Aus-

länder und davon 80 % Deutsche gewesen seien, dürften allein in den ersten beiden Jahrhunderten der niederländischen Hegemonie etwa 100.000 bis 150.000 Deutsche von dort zurückgekehrt sein. Nur 47 davon haben Reiseberichte hinterlassen, die van Gelder für seine Studie aufspindig machen konnte.

Da veröffentlichte anno 1690 ein gewisser Elias Hesse, »was bey der Reise des Churfürstl. Sächs. Raths und Berg Comissarii D. Benjamin Olitzschens im Jahre 1680 von Dresden aus biss in Asiam auf die Insul Sumatra Denckwürdiges vorgegangen«. Bei der VOC, welche laut Hesse »zu solcher Hoheit und Macht gestiegen, daß sie vor sich gleichsam eine Republik macht«, hegte man damals überzogene Hoffnungen auf die Erträge einer Goldmine, die der sächsische Bergbaufachmann mit Hilfe deutscher Bergleute untersuchen sollte.

Mag auch das Gros der Deutschen in Diensten der VOC subalterne Decks- und Söldnerarbeit geleistet haben, so gab es also durchaus gebildete Ausnahmen. Hesse beschrieb nicht nur, wie üblich, die katastrophalen Zustände an Bord, die schon auf der Hinreise »32 Tode« forderten – darunter auch Olitzschens Frau. Selbst schwer erkrankt, informierte er sich gesprächsweise auch über die Praxis der VOC, überschüssige Gewürze zu verbrennen und Gewürzbäume zu roden, um einen Verfall der Preise zu verhindern. Mit scharfem Blick erkannte er, »daß die Innwohner auff Sumatra insgemein schwartz wie die Javanen, auch sehr boßhaftig, Trotzig, hochmüthig, Untreu, wild und betrüglich, weniger nicht Mörderisch und Frevelhaftig seyn« – dass sie sich gegenüber dem weißen Kolonialregiment also unaufgeschlossen zeigten. Von alters her Heiden, hätten die Vorfahren der heutigen Indonesier »durch Überredung der Mohren, die Mahometische Lehre angenommen«. Letzteres entspricht der Wirklichkeit eines riesigen Archipels, das zwischen die Pole

## Deutsche Spuren in Indonesien

eines muslimisch geprägten arabo-indischen Handelssystems geraten war, in das zunächst Portugiesen und dann Engländer und Niederländer eindrangten.

Obwohl die VOC zu den ersten Global Players zählte, operierte sie im Indischen Ozean doch auch regional und lokal, und nur ein Teil ihrer Flotte war auf die Ansprüche des Fernhandels ausgelegt. Nach einem festlichen Dinner bei einem einheimischen König, dessen Tochter »sehr schamhaftig war«, bemerkt Hesse ein wenig enttäuscht, er könne »einen solchen König nicht viel besser, als in Teutschland einem Dorffschulzen vergleichen«. Hier war eine durch Geografie, Klima, Vegetation und Kultur hochgradig verinselte und komplizierte Region unter das Zepter einer europäischen Macht und ihres Profitstrebens geraten. Muss man es deshalb wie Hesse, der »überflüssigen Geniessung des Opii« anlasten, dass Menschen dort bisweilen »Amouk« liefen und viele Menschen ermordeten, bis sie überwältigt und nach Landesrecht aufs Rad geflochten wurden?

Wie die meisten Europäer macht auch Hesse den Fehler, die Reaktionen der Einheimischen auf die fremden Usurpatoren als Ausdruck ihrer Volksmentalität zu sehen oder zu banalisieren. Jahrhunderte

nach ihm und um ein gutes Menschenalter versetzt, ist das später auch zwei anderen Europäern auf Bali geschehen: Der kanadische Komponist Colin McPhee, der wie der deutsche Maler Walter Spies einige Jahre dort verbrachte, beschrieb in seinen Erinnerungen *Ein Haus in Bali*, wie aufgebracht ein Hoteldirektor war, als er sich im Auto neben seinen Chauffeur setzte: »Sie müssen Distanz halten«, mahnte der Direktor, »der angemessene Platz für einen weißen Mann ist der Rücksitz«. Auch in Nigel Barleys Roman *Das letzte Paradies*, der sich recht generös bei McPhee bedient zu haben scheint, wird an der Sitzordnung Anstoß genommen, obwohl sie hier technisch bedingt ist: »Ihm

missfiel die Tatsache, dass es ein Zweisitzer war, auf dem Fahrer und Gast auf ein- und derselben Bank nebeneinander sitzen mussten und keine perfekte Rassentrennung möglich war.«

In beiden Fällen wird nicht begriffen, dass ein libertärer Umgang mit der Etikette kaum weniger unangenehm auffällt als allzu starsinniges Beharren auf deren Einhaltung. Und dass ausgerechnet das von den Niederländern während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem blutigen Krieg unterworfenen Bali zum »letzten Paradies« werden konnte, in dem ein Walter Spies Gäste wie Margaret Mead, Noel Coward, Barbara Hutton und Charlie Chaplin empfing und Vicky Baum zu ihrem Roman *Liebe und Tod auf Bali* (1937) anregte, zählt zur Ironie der Geschichte.

Nicht nur in Baums Roman war der Tod auf Bali und den anderen Inseln Niederländisch-Indiens die Folge eines rigorosen Regimes, das der ehemalige niederländische Kolonialbeamte Eduard Douwes Dekker (1820-1887) alias »Multatuli« schon 1860 in seinem Roman *Max Havelaar* (1860) angeprangert hatte. An der Brutalität dieses Regimes vermochte das seinerseits viel beachtete Buch nichts zu ändern, und paradoxerweise musste Indonesien ein zweites Mal brutal erobert werden, um selbstständig zu werden.

1942 kapitulierten die Niederländer vor den Japanern, und als 1945 wiederum deren Niederlage absehbar war, kamen die neuen Eroberer zu dem Schluss, dass »ein unabhängiges, antiwestliches Indonesien die beste Lösung für sie sei«,

schreibt Ian Buruma in '45. *Der Weg zur Die Welt am Wendepunkt. Unabhängigkeit*

Zwar hätten die Niederländer sich dem widersetzt und 1946 sogar Todeschwadronen nach Sulawesi geschickt, die Tausende von Zivilisten ermordet hätten, doch die dreieinhalb Jahrhunderte währende Kolonialzeit war nun unwiderfürlich vorbei. Unter General Sukarno erklärte das Land seine Unabhängigkeit, und

## Die Legende vom letzten Paradies

nach zwei Jahrzehnten einer immer stärker gelenkten Demokratie folgte 1965 ein anti-kommunistischer Militärputsch unter Führung des Generals und späteren Präsidenten Suharto, dem mehr als eine halbe Million Menschen zum Opfer fielen. Inseln, deren Namen kaum ein Europäer kennt, wurden zu Strafkolonien.

In Laksmi Pamuntjaks Roman *Alle Farben rot* aus dem Jahr 2013 wird dies mit dem indonesischen Nationalepos *Mahabharata* verwoben, das wie Baums Roman von Liebe und Tod handelt, von Kräften also, die, wie die Autorin in ihrem Prolog schreibt, so unauflösbar miteinander verbunden scheinen »wie das Rot und Weiß der indonesischen Flagge«. Halb rot, halb weiß lässt diese Fahne nichts von der Vielfalt und den noch längst nicht überwundenen Geburtswehen dieses Inselstaates ahnen, der sich erst als vollständig sah, als er 1962 mit einem Teil Neuguineas auch den letzten Teil der ehemaligen Kolonie Niederländisch Ost-Indiens in sich aufgenommen hatte.

Außerhalb der Niederlande ist es anscheinend in Europa nie gelungen, sich ein Bild von diesem Land zu machen. Was hunderttausende von deutschen Heimkehrern

über Jahrhunderte hinweg an Wissen über die großen und die kleinen Sundainseln zurückbrachten, ist auf rätselhafte Weise verdunstet, und das wenige, was im allgemeinen Gedächtnis blieb, passt auf eine Tee- oder Kaffeepackung. Es ist so wie in Plievierts Lied: Was als Sumatra Java, Borneo zumindest noch einen Namen hat, verliert seine Identität im Rahmen der Großen und der Kleinen Sundainseln und des Stillen Ozeans. Das mag mit der Entwicklung westlichen Denkens zu tun haben. Nicht »Einheit in Vielfalt« lautet das Motto im großen Siegel der USA, sondern »E pluribus unum« – aus vielem eines, was dem Bild des »melting pot«, des Schmelztiegels entspricht. Das aber ist das nie erreichte Ideal von Menschen, die insgeheim von Inseln träumen, die so fern und unbekannt sind, dass man auf ihnen der Welt entkommen kann.

*Nigel Barley: Bali – Das letzte Paradies. Klett-Cotta, Stuttgart 2005, 271 S., 17,95 €.*  
*– Ian Buruma: '45. Die Welt am Wendepunkt. Hanser, Hamburg 2015, 432 S., 26,00 €.*  
*– Colin McPhee: Ein Haus in Bali. Unionsverlag, Zürich 2015, 224 S., 22,95 €.*  
*– Laksmi Pamuntjak: Alle Farben rot. Ullstein, Berlin 2015, 671 S., 24,00 €.*



**Ulrich Baron**

ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

[ulrich.baron@t-online.de](mailto:ulrich.baron@t-online.de)

*Klaus-Jürgen Scherer*

## **Garuda im Aufwind**

### **Lehrreicher Blick auf Geschichte und politische Kultur Indonesiens**

Im Zentrum unserer Aufmerksamkeit stehen Regionen der Welt zumeist erst dann, wenn deren kulturelle, ethnische und religiöse Konflikte bereits eskaliert sind und wir die Augen vor dem Zerfall staatlicher Ord-

nung, vor terroristischer Gewalt, Flüchtlingsströmen oder einem aggressiv-unerbittlichen islamischen Fundamentalismus nicht mehr verschließen können.

Umso wichtiger, dass Indonesien, welt-